Neue Bücher

CHRISTLICH-JÜDISCHER DIALOG

Klaus Müller, *Diakonie im Dialog mit dem Judentum. Eine Studie zu den Grundlagen sozialer Verantwortung im jüdisch-christlichen Gespräch.* Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg 1999. 553 Seiten. Gb. DM 48,-.

Ein wahrhaft aufregendes Buch, vielleicht gar ein revolutionäres – nämlich dann, wenn es gelänge, das sozialkritische Potential praktisch umzusetzen, das hier in großer Dichte und Stringenz versammelt ist, und so seine gesellschaftspolitische Wirkung zu entfalten. Wenn endlich zusammenwüchse, was zusammengehört: jüdisch-rabbinischer Messianismus und christliche Reich-Gottes-Erwartung – gespeist aus denselben Wurzeln der hebräischen Bibel mit ihren Impulsen für soziale Strukturen –, die Folgen wären umwälzend für unser gegenwärtiges Sozialsystem.

Als Habilitationsschrift am Diakoniewissenschaftlichen Institut der Universität Heidelberg begibt sich diese Studie in der Frage nach den theologischen Grundlagen der Diakonie vorbehaltlos in das Gespräch mit den klassischen jüdischen Traditionen sozialer Verantwortung. Erklärte Absicht ist es dabei, das Selbstverständnis der anderen Tradition zum Zuge kommen und sich ausprechen zu lassen: „Hermeneutisch vollzieht sich dabei so etwas wie ein ‚usus legis‘, bei dem die Tora Israels entlassen wird aus den Fesseln christlichen Immer-schon-Gewussthabens und der Freiheit jüdischen Lebens und Lehrens zurückgegeben wird. Es geht also

darum, das nicht-christliche Traditions-gut zu emanzipieren von christlich bereits mitgebrachten Deutungskategorien und Auslegungsmustern“ (20).

Durch diese Betonung einer eigenständigen Wertigkeit etwa auch alttestamentlicher Sozialtradition, die nicht erst durch die Instanz des Neuen Testaments und der Kirche begründet und legitimiert wird, ist es dann möglich und auch notwendig, in deren Dimension des Diakonischen etwa „kritisches Potential gegenüber neutestamentlich-kirchlichen Verkürzungen“ allererst wahrzunehmen und dann auch geltend zu machen (68). Solchermaßen kommt jüdische Tradition dann nicht in den Blick als Anthologie religiöser und sozialer Exemplifikationen, sondern als Tradition des Gottesvolkes und damit als unverzichtbare Bezugsgröße auch der christlichen Theologie. Von diesem Ansatz her verbieten sich solche leider immer noch nicht überwundene Denkmuster wie die der Antithetik, der Überbietung des Alten durch das Neue oder der israelvergessenen Eklektik. Erst mit diesem Paradigmenwechsel verlässt die Kirche Jesu Christi und des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs den Weg der Theologie einer Enterbung Israels, der verhängnisvollerweise kein Stopp-schild kannte, um den Zugang nach Auschwitz zu versperren. Nicht zuletzt wegen des in langer kirchlicher Tradition notorisch verweigerten Diakoniediskurses im Dialog mit dem Judentum ist Diakonie heute „Diakonie nach dem Holocaust“ (37).

Zwei Grundbegriffe schälen sich heraus: „gemilut chassadim“ ist der Erweis

von Barmherzigkeit im Sinne einer Eröffnung von Lebensmöglichkeiten um ihrer selbst willen; und „tsedaqa“ meint das Tun des Gerechten im Sinne eines verbindlichen und verlässlichen Eintretens für das Lebensrecht des Mitmenschen. Ausgehend von den Befunden in der jüdischen und frühchristlichen Tradition wird der Diakonie zugemutet, sich der Frage nach dem „Recht des Nächsten“ zu stellen und jenseits des Spontan-Karitativen im Kraftfeld von Erbarmen und Recht ein „Recht auf Nächstendienst“ zu formulieren.

Im Verlauf der Lektüre ist man beeindruckt von der Fülle des Materials, das K. Müller beibringt bei der Entfaltung jüdischer Sozialtraditionen im Hinblick auf praktische Konkretionen des Erweisens von Erbarmen und Recht in talmudischer Zeit und in der rabbinischen Literatur und wie er sie kritisch würdigt im Hinblick auf eine „diakoniewissenschaftliche Vergewisserung“ und damit auch auf die Möglichkeit, Impulse aus der jüdischen Tradition fruchtbar zu machen für sozialdiakonisches Handeln in der Gegenwart. Der anschauliche, nahezu rabbinisch anmutende Stil – mit leichtem Hang zu manchmal überbreiter Redundanz – ermöglicht es dem Verfasser, auch komplizierte Sachverhalte spannend zu erhellen. Immer wieder wird dabei deutlich, dass die Zuspitzung der Gerechtigkeit hin auf eine soziale – mit durchaus kosmischen Dimensionen – sich bereits biblisch als eines der Charakteristika des tsedaqa-Begriffes erweist. Meint etwa für die Rabbinen der Erweis von „tsedaqa“ und „chäsäd“ ein Entsprechungshandeln im Blick auf die kommende Welt, so sind nach dem Kirchenvater Chrysostomos die Christen dem Auftrag Gottes verpflichtet, die Erde zum Himmel zu

machen und der christlichen „kainä zoä“ darin zum Ausdruck zu verhelfen, „dass den 50 000 Armen Konstantinopels die Güter und Reichtümer der Stadt zugeteilt würden – würden wir damit nicht die Erde zum Himmel machen?!“ (403). Nicht gerade, dass hier das Programm von Karl Marx – der fest im Judentum verwurzelt war – mit der „Expropriation der Expropriateure“ antizipiert erscheint, aber über die paulinische Demut – nach 1 Tim 6,17 habe Paulus den Reichen nicht befohlen, arm zu werden, sondern nicht stolz zu sein – reicht der Ansatz von Chrysostomos doch hinaus: „Den Bedürftigen mit dem Unrigen beispringen“ – das ist Erbarmen im Zeichen von Gerechtigkeit (438).

Aus der traditionsgeschichtlichen Einbindung des Diakoniebegriffes in solche jüdischen Grundaspekte erwächst der Kirche heute also die Aufgabe, ihre soziale Praxis neu zu profilieren. Die Einsicht, dass Nächstendienst theologisch begründet als Nächstenrecht zu artikulieren ist, weist diakonischer Praxis dabei einen Standort zu zwischen christlicher Gemeinde und sozialstaatlicher Wirklichkeit. Die Umrise einer „sabbatlichen Diakonie“, die Müller in seinem Schlusskapitel skizziert, lassen erahnen, welche systemüberwindenden Ressourcen in dieser Tradition noch verborgen liegen. Eingedenk der biblischen Priorität der Zeit vor dem Raum geht es darum, eine Qualität von Zeit zurückzugewinnen, die mehr ist als Dinglichkeit, Funktionalität und Effizienz. Vom sabbatlichen Gottesrecht her müsste „kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt“ heute mehr denn je „Zeugnisdienst und Plädoyer für die heilsame Kategorie der Unterbrechung“ sein (494). So wie der

Rhythmus von sieben Tagen keinem Naturprozess, keiner Wachstumsideologie folgt, so legt er sich als transzendente Störung quer zu allen vermeintlich zivilisatorischen Plausibilitäten. Kriterium für die Rationalität der Arbeitsprozesse wäre dann der arbeitende Mensch, für deren Effizienz dann die Erhaltung des Lebens – die Arbeitstage der Woche wären dann um des Sabbats willen da, verstanden als lebensstiftendes Befreiungswerk im umfassenden Sinne Dass es in dieser Richtung viel zu tun gibt, das macht dieses dringend nötige Buch unabweisbar deutlich. *Wieland Zademach*

Fritz A. Rothschild (Hg.), Christentum aus jüdischer Sicht. Fünf jüdische Denker des 20. Jahrhunderts über das Christentum und sein Verhältnis zum Judentum. Leo Baeck – Martin Buber – Franz Rosenzweig – Will Herberg – Abraham J. Heschel. Institut Kirche und Judentum, Berlin 1998. 380 Seiten. Gb. DM 39,80.

Eine großartige Einladung zum Dialog

Die christlichen Kirchen kennen drei Modelle, um ihre Beziehung zur jüdischen Mutterreligion zu beschreiben:

1. Die These, die Kirche habe als das „wahre Israel“ das jüdische Volk beerbt. Das bedeutete immer auch enterbt. Diese Enterbung wurde als Strafe dafür interpretiert, dass Israel den Messias abgelehnt, ja ermordet habe.

2. Israel wie Kirche sind beide von Gott zu seinen Mitarbeitern berufen, um seinen menschenfreundlichen Willen bekannt zu machen. Ihre Wege werden am Ende der Geschichte von Gott zusammengeführt.

3. Die Kirche beginnt ein neues Kapitel Gottes mit der Menschheit. Dadurch

wird als pure Vorgeschichte überholt, was es an afrikanischen, indianischen, asiatischen oder israelitischen Religionen gegeben hat.

In der Geschichte wirksam wurde vor allem das erste Modell, zumindest seit der Zeit, als mit Kaiser Konstantin (ab 313) das Christentum Staatsreligion wurde. Juden wie christliche Ketzer wurden Bürger zweiter Klasse, christliche Regeln hatten die Autorität von Staatsgesetzen. Für das jüdische Volk bedeutete das Verachtung, Verfolgung, Pogrom. Religiös wurde vorbereitet, was die Nazis rassistisch und völkisch begründeten und mörderisch exekutierten. Das zweite Modell der gemeinsamen Hoffnung und Aufgabe lebte in kleinen Minderheiten der Christenheit. Das versteht sich nicht als antijüdisch; es denkt nur, dass die Judenverfolgung ein deutsches Problem sei. Die heutige christliche Geschichte habe verschiedene, gleichberechtigte religiöse Vorgeschichten.

Fritz A. Rothschild, vor der Shoa in die USA aus Deutschland gerettet, jüdischer Religionsphilosoph in New York, oft Gastprofessor in verschiedenen Ländern, kennt die Gewalt der Kirchengeschichte, die zum geringeren Teil Perioden der Duldung kannte. Immer wurde die jüdische Minderheit nach den Gesetzen der christlichen Mehrheit behandelt, auch als die Gesellschaft längst säkularisiert war. Rothschild erinnert mit wichtigen Beispielen an die Erfahrungen der Geschichte, z.B. an die Zwangsdisputationen zwischen Christen und Juden, in der rücksichtslos die Vormachtstellung der christlichen Veranstalter die Fragestellung und das oft tödliche Ende bestimmten. Ein Dialog unter Nachbarn oder wissenschaftlichen Kollegen war selten, vor allem nach den Kreuzzügen.